

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 245

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



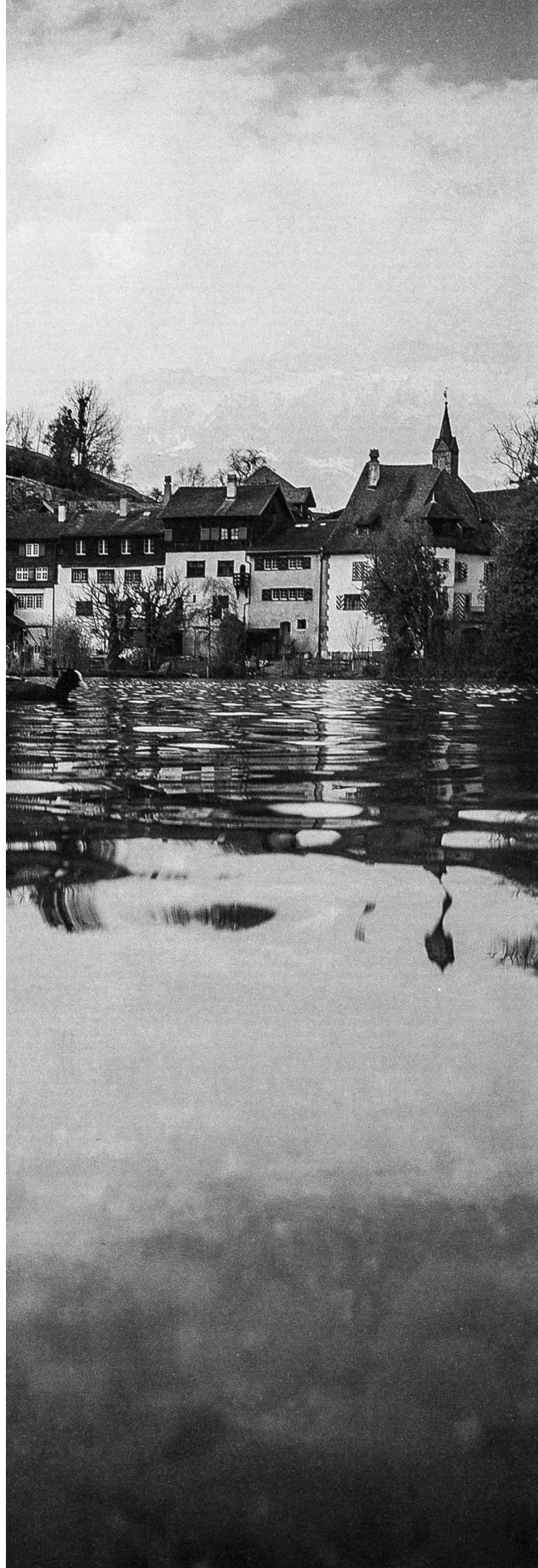
Oben

und

Schloss Werdenberg ist nach der Sanierung als Museum neu eröffnet worden – nicht ohne Nebengeräusche. Es inszeniert 800 Jahre St.Galler Geschichte auf kluge Art. Und holt mit der Schlossmediale jeweils im Mai die künstlerische Avantgarde ins Rheintal.

von Peter Surber

unten



*Dis Hus ist min und doch nit min,
wer vorher da, s'was ouch nit sin.
Wer nach mir kunt muos ouch hinus,
sag lieber fründ wem ist diss hus?*

So steht es aufgemalt auf der Fassade beim Eingangstor zum «Städtli», wie die circa 60 Einwohner ihren Ort zu Füssen des fast 800 Jahre alten Schlosses nennen. Im März konnte man den Eindruck erhalten, in Werdenberg gehe es wieder einmal um genau diese Frage: «Wem ist diss hus?» Der Kanton St.Gallen, dem das Schloss seit 60 Jahren gehört, hat es seit 2013 aufwendig saniert und als Museum neu gestaltet. Ein Teil dieses Museumsprojekts sind Hörstationen zur Geschichte von Stadt und Schloss. 40 sollten es gemäss den Plänen des Gestalterteams ursprünglich sein, eine Zahl, die zwar reduziert wurde – dennoch regte sich im Städtli später aber heftiger Widerstand. Einzelne Einwohner fürchteten um ihren Hausfrieden und sahen eine schleichende Ballenbergisierung auf ihre Häuser zukommen. «Dis Hus ist min und doch nit min»: Werdenberg dürfe nicht zum Museum werden. «Wir lassen uns nicht instrumentalisieren und nicht fremdbestimmen», tönte es im Städtli.

Der Unmut gipfelte in Protesten gegen die Baubewilligung für die Hörstationen und die mit ihnen verbundenen Stereoskope, durch deren Linsen man in die Vergangenheit blicken kann. Der Verein Schloss Werdenberg lenkte schliesslich ein, gestand Kommunikationsversäumnisse ein, verzichtete auf die Hörstationen im Freien und beschränkte sich auf jene im Innern. Am letzten Märzwochenende wurden beide Museumshäuser, das bereits 2014 erneuerte «Schlangenhaus» unten im Dorf und das jetzt sanierte Schloss oben, feierlich als «Museen Werdenberg» eingeweiht. Die Proteste seien inzwischen weitgehend verstummt, versichern Museumsleiter Thomas Gnägi und Schlossverwalter Kurt Scheidegger.

Original – aber nicht museal

Thomas Gnägi ist ein überlegter Mann. Er hat in Zürich Kunstgeschichte, Multimedia und Mittelalter-Archäologie studiert, war Assistent an der ETH Zürich und an der Uni Bern, kennt sich aus in Städtebau und Denkmalpflege und modernen Medien. Gnägi bringt die Problematik in Werdenberg auf den Begriff der Idylle. Idylle: Das suchen die Städtlibewohner selber, teils jene der «ersten Generation», welche die mittelalterliche Siedlung seit den Sechzigerjahren neu belebt und saniert haben, teils jene, die erst später ins pittoreske Ensemble eingezogen sind und hier verständlicherweise ihr Privatleben wollen. Idylle suchen aber auch die Touristen. Wer durch die paar Häuserreihen des Mini-Städtchens und die steile Treppe zum Schloss hochsteigt, ist tatsächlich schlagartig in eine vergangene Welt versetzt – in ein akkurat bis zu den Holzbeigen und zum Schnitt der Reben gepflegtes und gepütztes, scheinbares Märchenland. Der Mensch von heute sehnt sich nach dem Originalen, sagt Gnägi. In Werdenberg findet er es buchstäblich auf Schritt und Tritt.

Original – aber nicht museal. Faktentreu – statt märchenhaft: Das ist der Spagat, den die Museen Werdenberg versuchen. Und den sie mit der Sanierung des Schlosses bemerkenswert gut bewältigt haben. Kein virtueller «Overkill», keine Idealisierung oder Mythenbildung rund um Schloss und Städtli. Hauptdarsteller, sagt Gnägi, soll der Ort selber



Schloss und Städtli (Vorderseite), Schattenspiel in der mittelalterlichen Turmküche, Fassadenmalerei am Schlangenhaus. (Bilder: Daniel Ammann)

mit seinen zwei Schauplätzen sein: Das Schloss auf dem Hügel mit den ehrfurchtgebietenden Mauern ist der Herrschaftsgeschichte gewidmet, das Schlangenhaus unten im Städtli, ein Holzbau mit Fassadenmalereien, der Geschichte des «einfachen» Volks.

Oben und unten: Die beiden Sphären prallen ständig zusammen, nicht erst 2015 beim Trotz des Städtlis gegen die Museumspläne, sondern vom Bau des ersten Bergfrieds um 1228 an. Oben residierten etwa zwei Jahrhunderte lang die Grafen von Montfort, die sich später Werdenberg nannten. Dann wechselte das Schloss mehrfach den Besitzer, 1485 verkaufte ein Graf von Sax Herrschaft samt Schloss an den Stand Luzern, nach weiteren Herrschaftswechseln kam 1517 Glarus in seinen Besitz, und von da an gaben sich die Glarner Landvögte alle drei Jahre den Schlossschlüssel in die Hand, ungeliebte Herren zumeist, walteten und richteten über ihre Untertanen, bis der letzte Vogt 1798 vor dem Einzug der Franzosen das Schloss bei Nacht und Nebel verliess. 1835 erwarb die Familie Hilty das verwahrloste Gebäude, richtete es zum herrschaftlichen Wohnsitz her, und 1956 schenkte es die legendäre letzte Besitzerin, Frieda Hilty, dem Kanton.

Nicht in Kafkas Schloss

Der Kanton wusste lange nicht so recht, was damit zu tun sei. Erst mit dem kulturpolitischen Aufschwung unter Regierungsrätin Kathrin Hilber und dem Konzept «Südkultur» kam vor rund zehn Jahren Bewegung ins Schloss. Vorläufiger Schlusspunkt ist die jetzt (für 4,8 Millionen Franken) realisierte Renovation, bei der die Statik gesichert, das Schloss entrümpelt, ein Besucherpavillon gebaut und auch noch Frieda Hiltys schwarzer Flügel im einstigen Wohntrakt überholt wurde. Geschichtsanschauung von unten nach oben: vom Keller, wo die Baugeschichte im Zeitraffer abspult und Kinder Archäologie betreiben können, bis zur obersten Etage. Diese ist fast leer, ein beispielbarer Kultur-Freiraum unter dem gewaltigen Dachstuhl.

«So ging er wieder vorwärts, aber es war ein langer Weg. Die Strasse nämlich, die Hauptstrasse des Dorfes, führte nicht zum Schlossberg, sie führte nur nahe heran, dann aber, wie absichtlich, bog sie ab, und wenn sie sich auch vom Schloss nicht entfernte, so kam sie ihm doch auch nicht näher. Immer erwartete K., dass nun endlich die Strasse zum Schloss einlenken müsse und nur, weil er es er-

wartete ging er weiter; offenbar infolge seiner Müdigkeit zögerte er, die Strasse zu verlassen, auch staunte er über die Länge des Dorfes, das kein Ende nahm».

«Das Schloss, dessen Umriss sich schon aufzulösen begannen, lag still wie immer, nie mals noch hatte K. dort das geringste Zeichen von Leben gesehen, vielleicht war es gar nicht möglich, aus dieser Ferne etwas zu erkennen, und doch verlangten es die Augen und wollten die Stille nicht dulden. Wenn K. das Schloss ansah, so war es ihm manchmal, als beobachtete er jemanden, der ruhig dasitzte und vor sich hinsehe, (...) und wirklich – man wusste nicht, war es Ursache oder Folge –, die Blicke des Beobachters konnten sich nicht festhalten und glitten ab. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch das frühe Dunkel; je länger er hinsah, desto weniger erkannte er, desto tiefer sank alles in Dämmerung.»

Bekanntlich wird Landvermesser Josef K. das Schloss nie erreichen. Der Wirt unten im Dorf hat ihn schon bei der ersten Begegnung gewarnt: «Du kennst das Schloss nicht.» Franz Kafkas Roman *Das Schloss* ist das Porträt einer monströsen Behörde, die zugleich allgegenwärtig und unnahbar das Leben der Menschen ruiniert. Der Schloss-Prototyp...

Mag sein, dass vor 1798 Schloss Werdenberg einige Verwandtschaft mit Kafkas Schloss gehabt hat – unerreichbar war es allerdings nicht, die historischen Hörszenen unten im Schlangenhaus und oben im Schloss lassen eher das Gegenteil erkennen: eine enge Verbindung, so symbiotisch wie konfliktträchtig. Wieweit das Regime der Grafen Montfort und später der Glarner Vögte Verwandtschaft mit jenem des Kafka'schen Grafen Westwest hatte, darüber könnten am ehesten die zwei Schattenspiele im Schlossmuseum Auskunft geben. Das eine dreht sich in der freigelegten ehemaligen Schlossküche, einem sieben Meter hohen Raum, dessen Ausmasse und russgeschwärzten Fensternischen jahrzehntelang verbaut waren und jetzt freigelegt wurden. Ein archaischer Höhlenraum, ein Alptraum vermutlich für die Mägde, die hier kochen mussten, ein Glücksfall für die Denkmalpflege heute. Und Projektionsfläche für das Schattenspiel, das die Epoche der Glarner Landvögte im Zeitraffer nacherzählt. Es zeigt: Da gab es Phasen von «Tauwetter» zwischen Städtli und



Baugeschichte im Zeitraffer am Schlossmodell. (Bild: Su.)

Vogt, dann wieder Perioden der Unterdrückung und des Widerstands, bis zum Aufstand 1719–21, der mit Gewalt niedergeschlagen wurde.

Die heutigen Schlossbehörden, der Verein Schloss Werdenberg und seine Trägerschaft (Gemeinden und Kanton) inklusive Schlossverwalter Scheidegger machen einen bürgernahen, unbürokratischen Eindruck. Anders als Kafkas Kastellane und Unterkastellane und Sekretäre; was der Autor 1922 an bürokratischem Irrwitz schilderte (K.s Herumirren im Schnee, der Aktenwust des Gemeindevorstehers, Klamms Schlitten, die nächtliche Aktenverteilung im Flur des Herrenhofs und so weiter), gäbe zwar eine Performance her, aber sie wäre ein Zerrbild des heutigen Schlosses. Das hinderte bei der jüngsten Auseinandersetzung um die Hörstationen einen Leserbriefschreiber allerdings nicht, zum verbalen Zweihänder zu greifen: «Es scheint, dass wieder neue Schlossherren das Zepter über die Städtlibewohner führen», schrieb er und beschwerte sich über das Museumskonzept als «Prestige-Blendwerk».

Das Knarren der Geschichte

Wer sich als Besucher auf dieses Konzept einlässt, erlebt jedenfalls kein «Blendwerk», sondern muntere Geschichtsaufklärung. Sie dreht sich immer wieder ums Oben und Unten. Zum Beispiel auch an einer der Hörstationen im ersten Stock, jener Etage, die der Vögtezeit gewidmet ist. Nachtwächter Andres aus dem Städtli muss sich vor dem Landvogt für einen angeblichen Fischdiebstahl verantworten. Man hört seine schweren Schritte im Kopfhörer, der Boden scheint zu knarren, die Stimmen kommen näher, es folgt das peinliche Verhör, eine Zeugin sagt aus, am Schluss setzt der Vogt unwirsch acht Gulden Strafe fest für den Nachtwächter. Wer zuvor unten im Schlangenhaus den Kopfhörer aufgesetzt hatte, weiss allerdings, dass das nicht die ganze Wahrheit der Story aus dem 16. Jahrhundert ist.

Sitzend auf dem «Hörbänkli», wird Geschichte als Hör-Spiel lebendig. Alltag von anno dazumal: «Vom Hunger», «Die Reise nach Amerika», «Revolution», «Tod auf der Baustelle» oder «Fronarbeit im Weinberg» heissen einige der Stationen, die von der Ausbeutung der Bevölkerung bei Bau und Versorgung des Schlosses erzählen. Im Rittersaal wird dagegen gejagt, gefestigt und lautstark verdaut. Die Hörspiele sind in teils etwas gar treuherzigem Tonfall und rustikalem Hochdeutsch aufgenommen. Aber im Ganzen überzeugt das Kon-

zept der Museumsleitung und der Gestalter (Arbeitsgemeinschaft Fischteich-Groenlandbasel) deshalb, weil es den Besucherinnen und Besuchern Zeit lässt, sie nicht überwältigt – und vor allem: weil es kein Mittelalterspektakel veranstaltet, wie dies sonst allenthalben Mode ist. Schloss Werdenberg gäbe die perfekte Kulisse dafür ab – dass man gerade hier der Versuchung widersteht, Geschichte zum Kostümball werden zu lassen, ist ein Glück.

Avantgarde und Flüchtlingsstimmen

Zum intelligenten Museumskonzept gesellt sich die jetzt zum vierten Mal stattfindende Schlossmediale. Jeweils im Mai ist das Schloss Schauplatz eines Festivals, das seinerseits nicht Hellebarde und Kettenhemd verherrlicht, sondern Obertöne, Lichtspiele und künstlerischen Tiefgang. Die Schlossmediale bringt eine internationale musikalische und szenische Avantgarde ins Rheintal, wie man sie sonst nur in (Gross-)Städten findet. Alte und neuste Musik, oft eigens komponiert oder an die Lokaltäten adaptiert, bildnerische Installationen, Wandelkonzerte und andere experimentelle Formen machen das Schloss für zehn Tage zum Klang- und Bildkörper.

«Randerscheinung» heisst das diesjährige Programm. Politisch aufgeladen wird es von Daniel Wetzel und Rimini Protokoll: Die Dokumentartheater-Truppe befragt junge Flüchtlinge, die es allerdings nicht bis ins Schloss, sondern nur an die europäische Aussengrenze, nach Athen geschafft haben. Gastkomponist ist Helmut Oehring, ein Musiker, der in der DDR mit gehörlosen Eltern aufwuchs und die Geräusche der Welt erst vierjährig als Schock erlebte. Spitzenmusiker wie das Early Bird Ensemble, die Neuen Vocalsoolisten, Klangkünstler Leo Hofmann, Theatermusiker Jürg Kienberger (am Hilty-Flügel) oder Sängerin Nadja Räss sind unter den insgesamt fünfzig Mitwirkenden, daneben bildende Künstlerinnen und Künstler wie das Fotografenpaar Ute und Werner Mahler.

Intendantin Mirella Weingarten ist sich der «privilegierten Situation» bewusst, die das Kulturschloss geniesst, wie sie an der Medienkonferenz im Schloss-Bistro sagte. Geografisch am Rand zwar, aber ökonomisch und künstlerisch im Zentrum des Wohlstandseuropas, stehen Festival und Schloss auch finanziell komfortabel da. Der Kanton steuert 870000 Franken zum Gesamt-Jahresbudget von rund 1,4 Millionen bei, Schloss Werdenberg ist damit nach dem Theater St.Gallen der zweitgrösste kantonale Kulturgeld-Empfänger. Die weiteren Beiträge kommen aus Eigeneinnahmen, von den Gemeinden, von Stiftungen, vom Casino Bad Ragaz oder, für Geschäftsführer Kurt Scheidegger ein Gütesiegel, von der Pro Helvetia.

«Sag lieber fründ wem ist diss hus?» Die Antwort der Museen Werdenberg lautet: Dies Haus gehört allen, die an schlauer Geschichtskunde interessiert sind.

Schlossmediale 2015: 22. bis 31. Mai,
schlossmediale.ch

Museen Werdenberg, Schlangenhaus und Schloss:
schloss-werdenberg.ch

**EINE ANDERE
WELT IST
MÖGLICH.**

29. MAI 2015

**29. «WARUM WIRD
KRIEG ZUR
PERSPEKTIVE?»**

PODIUM IM PALACE

&

30. MAI 2015

WORKSHOPS

GBS SCHULHAUS KIRCHGASSE

30.

KONZERTE AB 17 UHR

STRASSENFEST

GBS SCHULHAUS KIRCHGASSE

MAI

SOZIAL UND UMWELTFORUM

SUFO.CH

OSTSCHWEIZ



Nichts ist überstanden

Der Ostschweizer Bassist, Loop- und Effektspezialist Lorenz Niederer präsentiert ein neues Album seines Projekts Silent Bass. Zusammen mit dem Schlagzeuger Christoph Koller durchkämmt er auf *Sound of Violence* düstere Landschaften und vergessene Gegenden. von *Silvan Lassauer*



Bild: Jessie Wirth

Der grossartige Opener *Forest* kommt ohne Umschweife gleich zum Punkt. Es ist unwichtig (wenn auch nicht uninteressant), dass Silent Bass «nur» zu zweit sind. Die verwendete Technik lässt das Duo oft wie eine mindestens fünfköpfige Band klingen. Lorenz Niederer beherrscht die Looper und Effektgeräte, und natürlich nicht zuletzt seinen Bass, auf eine Art und Weise, die ihm ein riesiges Spektrum an Klängen, Harmonien und Soundeffekten eröffnet. Aber *Sound of Violence* wirkt zu keiner Zeit wie eine aufdringliche, technische Demonstration, die beweisen soll, was als Team mit Christoph Koller alles so möglich ist. Es ist ein wunderbar durchdachtes Album. Musik voller Bilder und Geschichten.

Im Bann der Gewalt

Forest ist der Ausgangspunkt einer intensiven Reise durch eine düstere, postapokalyptische Welt. Eine verworrene, dunkle und gefährliche Gegend, die langsam aber unaufhaltsam ausgekundschaftet wird. Es gibt keine andere Wahl. *Gallery* verschafft eine kurze Verschnaufpause, die Möglichkeit, mit der Erinnerung an längst vergangene in bessere Zeiten einzutauchen. Doch die Harmonie ist trügerisch. Gegen Ende kippt die Nummer in ein lautes Gewitter mit harten Beats und verzerrten Sounds. Die Gewalt hat einen eingeholt.

Der grandiose Titeltrack *Sound of Violence* startet mit einer bedrückenden Stimmung aus langen, tiefen, warnenden Tönen. Doch erneut kann man der Gewalt entfliehen, durchatmen und Kräfte bündeln im Mittelteil. Aber man muss auch auf der Hut sein. Stimmen aus dem Nirgendwo tauchen auf, versuchen etwas mitzuteilen, verworrene, unverständliche Botschaften voller Eindringlichkeit. Freund oder Feind? Die Botschaft scheint zum Greifen nahe, bleibt aber doch in der Ferne verborgen.

Vielleicht war es eine Warnung vor den im nächsten Stück umherkrabbelnden *Ants*, die unruhig aber unaufhaltsam ihren Weg gehen. Eine beeindruckende Menge von Ameisen umgibt einen, man will ihren Rhythmus, ihren Weg nicht stören. Sie ziehen vorbei – noch einmal davongekommen. Das Durchhalten wird belohnt, plötzlich kann man in der Ferne romantischen Robotern beim erotischen Liebespiel zuschauen. *Robot Love* ist alles andere als eine ungelenke, mechanische Angelegenheit. Die Berührungen von kaltem auf kaltem Metall strahlen etwas faszinierend Warmes, Hoffnungsvolles aus.

Tauchgänge und Eruptionen

Diese Hoffnung wird auf 150 m u .d. M. bekräftigt: ein- und abtauchen in eine farbenfrohe Unterwasserwelt. Die Gewalt rückt in weite Ferne, sie ist für einen Moment nahezu vergessen, die Welt hört sich tief unter dem Meeresspiegel entspannt gedämpft an. Aber irgendwann muss man wieder auftauchen, wieder Luft holen. Und *Drive* erinnert wieder daran, dass die Gefahr alles andere als vorüber ist. Hypnotisch geht der Weg weiter. Am Horizont ziehen wieder diese düsteren Wolken auf. Nichts ist überstanden: Die Reise führt weiter zum Vulkan *Arenal*. Schleppend und erschöpft, gezeichnet von den bisherigen Strapazen. Der Vulkan brodeln, bricht aber nicht aus. Nicht jetzt. Aber die allgegenwärtige Gefahr ist spürbar, die Eruption nur eine Frage der Zeit.

Das Ende dieses Trips führt ans Meer, *The Sea*. Eine gewisse Entspannung macht sich breit. Ein versöhnlicher Abschluss nach all den durchlebten Gefahren? Vorsichtiges Füsseplantschen im klaren, frischen Wasser. Doch gegen Ende zieht sie erneut auf, die Düsternis. Die Ungewissheit, sie bleibt.

Gewiss ist: Silent Bass ist mit *Sound of Violence* ein hervorragendes Album gelungen, auf dem alles stimmt. Die Musik, die Produktion und das schöne Artwork, besonders das Signet; auf den ersten Blick an ein Ambigramm erinnernd, aber erst um 180 Grad gedreht vollständig – ein Metagramm quasi. *Sound of Violence* ist ein intensives Album, das einlädt, sich in seiner eigenen Fantasiewelt zu verirren.

Silent Bass live: 18. Juli, Tankstell St.Gallen.
Eine kleine Tour im Herbst ist in Planung.

Spartanische Kämpfe in den Banlieues

In *Spartiates* begleitet der Genfer Regisseur Nicolas Wadimoff einen Kampfsportlehrer durch den rauen Alltag der Marseiller Cité. Yvan Sorel, selber ein erprobter MMA-Fighter, bringt Kindern und Jugendlichen dort das Kämpfen im Ring bei – damit sie sich auch im Leben durchschlagen. von Luca Ghiselli



Lehrer Yvan Sorel (rechts) mit einem seiner Schützlinge: Hart, aber fair.
Bild: Filmcoop

Yvan Sorel ist ein Kämpfer durch und durch. Er brüllt, er tritt und schlägt. Das ist sein Job. Seit neun Jahren bringt der bald 25-Jährige seinen Sprösslingen in einem Marseiller Nordquartier, einem sozialen Brennpunkt, genau das bei. «Ich werde euch nie alleine lassen, ich bin immer für euch da», sagt er zu Beginn des 80-minütigen Dokumentarfilms *Spartiates* zu seinen Schülern. Es folgt ein martialischer Ausruf: «Was sind wir?» – «Spartaner!»

Und wie einst das legendäre Kriegervolk von Sparta fordert auch Sorel viel Disziplin: Er ist nicht nur Kampfsporttrainer, sondern nimmt für seine Schützlinge auch die Rollen eines Bewährungshelfers, Psychologen und Lehrers ein. Dass seine Methoden von der Strasse kommen und alles andere als pädagogisch einwandfrei sind, versteht sich von selbst. So tritt er einem siebenjährigen Jungen buchstäblich in den Hintern, weil dieser die Schule geschwänzt hat. Vor allen anderen sagt Sorel zu ihm: «Wenn das noch mal vorkommt, schlag ich dir den Kopf ein.»

Schroff, aber humorvoll

Der Dokumentarfilm des Genfers Nicolas Wadimoff, der im Januar den Prix de Soleure gewonnen hat, ist ein authentisches Zeitdokument davon, wie gross die Verdrossenheit und Frustration in den Vororten von französischen Grossstädten ist. Es gelingt dem Streifen aber trotz allem, einen durch und durch positiven Vibe auszustrahlen. Das liegt hauptsächlich an der Persönlichkeit des Protagonisten Sorel. Er wird als eine ehrliche Haut porträtiert, der die eigene Karriere als Kämpfer zurückfährt, um in seinem Quartier etwas zu verändern.

Die Kamera begleitet ihn nicht nur in den Ring und zum Training, sondern unter anderem auch zum Hausaufgabenmachen mit seinen Neffen. Ob er gerade in einem Café an einer Shisha zieht, sich mit der Bürgermeisterin des Bezirks

trifft oder sich in Liverpool auf einen Cagefight vorbereitet: Sorel wirkt zwar schroff, aber ehrlich und humorvoll. Die klassische Kampfdevise – nie aufgeben – hat er verinnerlicht und gibt sie weiter. Er scheint aber gegen Windmühlen zu kämpfen. Auf der Suche nach einem geeigneten Trainingsraum im Quartier stösst er bei Politik und Verwaltung auf taube Ohren. «Wir werden im Stich gelassen», beklagt er an einem Infoanlass.

Ein unvergessliches Martyrium

Seine Schützlinge, die fast durchs Band Mehdi, Yassine oder andere nordafrikanische Namen tragen, vergöttern Sorel. Er ist eine strenge, aber faire Vaterfigur. Ein Vorbild, das neben Kampftechniken auch Werte zu vermitteln versucht. Gegen Rassismus und Fremdenhass zum Beispiel. Das klingt dann etwa so: «Wir alle haben rotes Blut, sind aus

dem Bauch unserer Mütter gekommen. Wir schlagen unseren Gegnern die Köpfe ein, egal ob sie Araber, Juden, Weisse oder Schwarze sind. Wir schlagen ihnen die Köpfe ein, weil sie eine Prüfung für uns sind, die es zu bestehen gilt.» Dass seine unkonventionellen Erziehungsmethoden besser funktionieren als jene mancher Eltern, zeigt eine Szene des Dokumentarfilms exemplarisch. Sorel droht seinem Schüler, einem Fünftklässler, mit einem «calvaire inoubliable» – einem unvergesslichen Martyrium – wenn dieser zur Strafe für sein Fehlverhalten nicht 20 positiv konnotierte Wörter aufschreibt und sie bis zum nächsten Training auswendig lernt. Der renitente Schüler gehorcht wie ein braves Lamm – seine Mutter kann es kaum glauben und fragt den Kampfsporttrainer demütig, ob sie ihm auf die Schulter klopfen dürfe.

Der Film rutscht, trotz seiner klaren Rollenverteilung und der Porträtierung von Yvan Sorel als Helden eines sozialen Brennpunkts, nie in den Kitsch ab. Dies auch, weil der Kampfsportler Schwäche zeigt. Es fliessen auch mal Tränen, die dann aber – man muss ja den Macker markieren – von einem homophoben Spruch begleitet aus den Augen gewischt werden.

Wegen seines für einen Dokumentarfilm aussergewöhnlich hohen Tempos überzeugt der Film gerade auch in den seltenen Momenten der Entschleunigung: sparsam eingestreuten Slow-Motions von Kampfszenen, unterlegt von leiser Hintergrundmusik und einem keuchenden Atem zum Beispiel. Oder wenn Sorel seine Werte an die Sprösslinge bringt: «Respect, fidélité, persévérance, courage, loyauté!» Wie diese Werte eingebläut werden – darüber lässt sich streiten. Effektiv scheint die Methode jedenfalls zu sein.

Spartiates feiert am 14. Mai im Kinok
Deutschschweizer Premiere.

Dada vor Dada

Ein Jahr vor dem grossen Dadajubiläum feiert das Kunstmuseum Appenzell fünf Dadaistinnen. Zu den Gratulantinnen gehören auch zeitgenössische Künstlerinnen. *von Kristin Schmidt*



Elodie Pong: *Moustache*. Bild: Kunstmuseum Appenzell

«Die Dada La Dada She Dada» – ein Ausstellungstitel wie ein Ohrwurm: Summ Dada, sing Dada, kling Dada! Und das alles im Femininum. Dada wird weiblich; ist es immer gewesen. Künstlerinnen haben Dada geprägt. Sie tanzten und texteten, sie malten und montierten, sie zeichneten und politisierten. Sie hegten eine Vorliebe fürs Unkonventionelle, in der Kunst wie im Leben, und entgegen allen bürgerlichen Wertvorstellungen. Allerdings traten auch ihre Künstlerkollegen oft als Verhinderer auf und degradierten die Frauen zu Beiwerk. Daran änderte die lange, von Männern dominierte Kunstgeschichtsschreibung wenig.

Allerhöchste Zeit also, die Dadaistinnen ins Rampenlicht zu stellen. Die Kuratorinnen Nadine Schneider und Ina Boesch haben fünf von ihnen ausgewählt und zeigen dabei mehr als nur den weiblichen Blick. Sie bringen das ganze Dada-Panoptikum nach Appenzell, denn jede der Künstlerinnen steht zugleich für ein Dada-Zentrum und seine spezifische Dada-Spielart: Hannah Höch für Berlin, die Schriftstellerin Céline Arnould für Paris, Angelika Hoerle für Köln, die Baroness Elsa von Freytag-Loringhoven für New York und Sophie Taeuber-Arp für Zürich.

Es lag in der Luft. Und am Krieg.

Hat nahe der Limmat alles angefangen? Oder doch in Paris, wo Marcel Duchamp bereits 1913 eine Fahrradgabel mit Rad in einen Küchenhocker steckte? Oder 1915 in New York, wohin er emigrierte und Zugang zu dem Zirkel des Sammlerehepaares Arensberg fand? Oder eben doch in Zürich, wohin auf den Monat genau vor einhundert Jahren die Vortragskünstlerin Emmy Hennings und der Philosoph und Dramaturg Hugo Ball flüchteten? Die Ideen lagen mehrerenorts in der Luft.

Aber um sich manifestieren zu können, brauchte Dada die komprimierte Atmosphäre der neutralen Schweiz mitten im grossen Krieg. Hier fanden Hennings und Ball gleichgesinnte junge Menschen. Hier gründeten sie am 1. Februar 1916 das Cabaret Voltaire. Aber diesem überlassen Boesch und Schneider das Jubiläumsfest im kommenden Jahr.

«Die Dada La Dada She Dada» untersucht weniger das grosse Anti-Kunst-Spektakel als vielmehr den wichtigen Beitrag Dadas zur Kunst, insbesondere den der Künstlerinnen. Sie überwandern die Grenzen zwischen Malerei, Plastik und Zeichnung. Sie hoben die Hierarchie zwischen bildender und angewandter Kunst auf. Sie konnten einfach alles. Sophie Taeuber-Arp zum Beispiel: Neben ihren freien Arbeiten unterrichtete sie textiles Gestalten in Zürich und ermöglichte damit Hans Arp sein unabhängiges Schaffen. Aber sie war um ihrer Stelle willen gezwungen, bei Dada-Soireen unter Decknamen und mit Maske aufzutreten. Ihre Marionettenfiguren sind in Appenzell leider nicht im Original zu sehen, werden aber gleichzeitig mit den Tanzperformances im Video von Anka Schmid zum Leben erweckt. Die Zürcherin ist eine der fünf Gegenwartskünstlerinnen, die eingeladen wurden, sich mit dem Werk je einer Dadaistin auseinanderzusetzen.

Aufräumen mit alten Frauenbildern

Elodie Pong reagiert auf Elsa von Freytag-Loringhoven. Letztere ist eine der besonders spannenden und schillernden Dada-Figuren. In Pongs Installation wird das Tempo der Metropole ebenso nach Appenzell geholt wie die Selbstinszenierung urbaner Individuen. Chantal Romani wiederum arbeitet die grotesken Körperverformungen heraus, mit denen Angelika Hoerle auf die Verwehrten des Ersten Weltkrieges reagiert hatte. Judith Alberts schlägt den Bogen von Hannah Höchs Collagen in die Gegenwart. Diese räumte mit tradierten Frauenbildern auf – Alberts zeigt, was vom Aufbruch geblieben ist. Und wer aufs Kleine achtet, wird mit einer wundersamen Tintenwolke auf Haushaltspapier belohnt. Anne-Julie Raccoursier schliesslich findet filmisch poetische Pendants zu Céline Arnoulds rätselhafter Dichtung.

Die zeitgenössischen Künstlerinnen geben der Ausstellung entscheidendes Gewicht, denn dadaistische Originale sind leider nur sehr wenige zusehen – das einzige Manko der Ausstellung. Aber dank der gut gestalteten Plakate und der begleitenden Zeitung kommt dennoch Dada-Atmosphäre auf. Das Wissen ist hier nicht nur dicht gesät, sondern lesenswert aufbereitet: übersichtlich, kompakt und gut.

Die Dada La Dada She Dada:
bis 28. Juni 2015, Kunstmuseum Appenzell.
kunstmuseumappenzell.ch

Buchvernissage mit Ina Bösch:
28. Mai, 18.30 Uhr

Dada Soirée mit Cora Chilcott:
20. Juni, 19.30 Uhr

Der «swarthy» Mittelholzer

Bis Anfang Mai ist im Kulturraum am Klosterplatz die Ausstellung zu Walter Mittelholzer zu sehen, dem St.Galler Afrikaflieger. Ins komplexe Kolonialthema hätte auch ein anderer Mittelholzer gepasst: Edgar Mittelholzer (1909–1959), Schriftsteller mit Wurzeln in Guyana und Innerrhoden. *von Richard Butz*



Edgar Mittelholzer als Kind.

Irgendwann in den 1950er-Jahren, so will es eine von Peter K. Wehrli aus dem südamerikanischen Guyana mitgebrachte Anekdote, taucht an einem stürmischen Winterabend auf dem Weg von Haslen nach Schlatt im Gehöft Mittelholz ein dunkelhäutiger Mann mit europäischer Haartextur auf und klopft an die Tür: «Mein Name ist Mittelholzer. Sie heissen auch Mittelholzer. Deshalb möchte ich Sie kennenlernen.» Er wird nach einigem Zögern eingelassen, und

die verdutzte Bauernfamilie erfährt, um wen es sich handelt: Es ist Edgar Augustin Mittelholzer, 1909 in New Amsterdam in der damals noch britischen Kolonie Guyana geboren, und im englischen Sprachbereich ein bereits erfolgreicher Schriftsteller.

Ein Paket mit Silberlöffel

Mittelholzer ist auf der Suche nach seinen appenzellischen Vorfahren. Sein Urahn, den er «Herr C. Mittelholzer» nennt, kam zwar im 18. Jahrhundert aus Genf nach Guyana und arbeitete als Plantagenmanager, die Familienspuren aber führen ins Innerrhodische. Mittelholzers Suche bringt ihn zum Appenzeller Tierarzt Dr. Johann Mittelholzer, der im Besitz einer für ihn interessanten vergilbten, in deutscher Sprache verfassten Familien- und Geschäftschronik ist. Diese war im Jahre 1886 bei seinem Vater gelandet, abgeschickt in Guyana, ohne Absender.

Miteingepackt in das Paket war ein grosser Silberlöffel, welcher der Tierarzt dem Schriftsteller zeigen kann. Im Gespräch weist er ihn darauf hin, dass in dieser Chronik immer wieder die Vornamen Constanz und Constantine vorkommen. Daraus zieht der Guyaner den Schluss, dass es sich beim «C» des «Herrn Mittelholzer» wohl um die männliche Variante dieses Vornamens gehandelt haben muss. Ein weiteres Indiz: Der Säbel im Besitz eines Onkels in Guyana, mit dem sich ein altvorderer Onkel in den blutigen Aufständen von 1763 gegen rebellierende Sklaven verteidigt haben soll.

Als «Mischling» diskriminiert

In seinen 1963 veröffentlichten Memoiren *A swarthy boy*, beschreibt Mittelholzer seine Suche in Appenzell, allerdings ohne den Besuch auf dem Gehöft Mittelholz zu erwähnen. Aber, so berichtet Peter K. Wehrli 2001 in der Zeitschrift «orte»: In seiner Heimat, wo er fast den Status eines Nationalhelden geniesse, bestehe kein Zweifel an der Appenzeller Herkunft. «Und wenn die Bibliothekarin in der «National-Library» gar die Namen von Orten wie Appenzell, von Weilern wie Mittelholz, Haslen, Honegg oder Rämsen so selbstverständlich ausspricht, als seien es jedermann bekannte Hauptstädte wichtiger Länder, dann weckt dies die Neugier des heutigen Besuchers aus der Schweiz, mehr zu erfahren...»

In seinen Erinnerungen beschreibt Mittelholzer eindrücklich das Entsetzen seines hellhäutigen Vaters, als er mit Edgar einen negroiden Knaben in den Armen hält. Sein einziger Trost: Seine Haare wachsen steckengerade, und «kein Anzeichen von negroiden Spiralen». Im Anhang dieses Buches vermittelt er ein genaues und erschreckendes Bild über die Gesellschaftsstruktur seiner Heimat und die dort verbreiteten Diskriminierungspraktiken. Themen wie Rasse, das «alte Blut» (gemeint ist das möglichst reine), religiöse Bigotterie, Klassengrenzen, sexuelle Gewalt und Inzest, Geister und dunkle Schatten prägen Mittelholzers gesamtes literarisches Schaffen.

In der rasant geschriebenen, bewusst mit den Mitteln der Kolportage arbeitenden Trilogie *Kaywana*, seinem grössten Bucherfolg, breitet er diese Themen fast schon genüsslich aus. Zuletzt lässt er die 93-jährige, rassen- und klassenbewusste Nachfahrin der Titelfigur im Sklavenaufstand bei der Verteidigung des Familienbesitzes umkommen. Als Schriftsteller hat er erst 1950 mit seinem Debütroman *A morning at the office* Erfolg bei der Kritik und beim Lesepublikum. Fortan kann er fast im Jahrestakt einen Roman veröffentlichen, bis er wegen Pornografievorwürfen bei seinem Verleger auf Ablehnung stösst. Nach Stationen in Kanada, Barbados, Scheidung, Kauf einer Farm in Surrey und Neuverheiratung gerät Mittelholzer finanziell in eine desolate Situation und nimmt sich im Mai 1959 das Leben.

Im deutschsprachigen Raum ist er trotz einiger Übersetzungen, mit einer Ausnahme alle in den 1950er-Jahren erschienen, heute weitgehend unbekannt. In der Innerrhoder Kantonsbibliothek findet sich einzig die deutsche Teilübersetzung seiner Memoiren. Noch harrt diese spannende Appenzeller Familien-, Auswanderer- und Kolonialgeschichte einer intensiven und verlässlichen Aufarbeitung.

Peter K. Wehrli: *Tropische Erzählkunst vom Äquator*, in: «Orte» Nr. 122, Zelt AR 2001.

Peter K. Wehrli: *Schreiben unter dem Kreuz des Südens. Edgar Mittelholzer, Rui Knopfli, Blaise Cendrars, Alfonsina Storni*, in: Beat Schläpfer (Hrsg.): *Swiss Made. Die Schweiz im Austausch mit der Welt*. Zürich 1998.

Edgar Mittelholzer: *A swarthy boy*. London 1963 (teilweise übersetzt von Olga Mittelholzer als *Ein schwärzlicher Knabe*, Eigenverlag 1968).

Kaywana. Berlin 1954. Weitere deutsche Übersetzungen (nur antiquarisch erhältlich): *Glühende Schatten*. Hamburg 1957; *Hurrikan Janet*. Bremen 1959; *Glühende Schatten*. Frankfurt am Main 1989.

Heimleiter für Schwererziehbare

Lies mit uns! Die CaBi-Anlaufstelle gegen Rassismus hat eine Lesekampagne mit Irena Brežná's Buch *Die undankbare Fremde* gestartet. von Eva Bachmann

«Wir liessen unser Land im vertrauten Dunkel zurück und näherten uns der leuchtenden Fremde.

«Wie viel Licht!», rief Mutter. Die Strassenlaternen flackerten nicht träge orange wie bei uns, sondern blendeten wie Scheinwerfer. Mutter war voller Emigrationslust und sah nicht die Schwärme von Mücken, Käferchen und Nachtfaltern, die um die Laternenköpfe herumschwirrten, bis sie, angezogen vom gnadenlosen Schein, verbrannten und auf die saubere Strasse herunterfielen.»

So beginnt Irena Brežná's Roman, und so beginnt nach der Flucht aus der düsteren Diktatur die lichte Zukunft im neuen Land. Doch Glücksgefühle wollen sich keine einstellen, das Mädchen ist vielmehr auf das Unerwünschte, die Mücken und Käfer, fixiert. Niemals will es so werden wie die Fremden, sich niemals so nah heranwagen, dass es sich verbrennt. Das führt zu Konflikten: «Hier herrschte das System und ich war der pure Zufall.» – «Sie hielten die Zeit an kurzer Leine, meine Zeit war ein steiler Schwalbenflug.» – «Ich hielt sie für verklemmt, sie mich für unberechenbar.» Das Mädchen begehrt auf. Es motzt. Fazit: Integration fehlgeschlagen?

Von Jodeln bis Pilates

«Unter Integration wird heute weitgehend Assimilation verstanden», sagt Marina Widmer von der CaBi-Anlaufstelle gegen Rassismus in St.Gallen. «Dankbarkeit und Anpassung wird erwartet», die Migrantinnen und Migranten sollen unauffällig sein. Sie sollen sich integrieren, doch Integration sei ein gemeinsamer Prozess. «In welche Gesellschaft sollen sie sich denn integrieren: in den Jodlerklub, in die Pilates-Gruppe, in eine städtische oder ländliche Kultur? Die Schweizer Gesellschaft in sich ist vielgestaltig.» Für Marina Widmer ist das Ziel der gegenseitige Respekt gegenüber dem Anderssein. Und das Öffnen von Räumen für ein Miteinander. Dass die Fremden an ihrer Kultur festhalten, akzeptieren viele schlecht, dabei wäre das gegenseitige Kennenlernen eine grosse Bereicherung.

Genau davon erzählt das Buch von Brežná. Die einen verlangen von der Zugewanderten, dass sie zuverlässig und pünktlich wird wie eine Schweizer Uhr. Die anderen spielen die Mitleidskarte angesichts des schweren Schicksals. Die gegenseitigen Vorurteile sind zementiert. Und das Buch findet dafür deutliche Worte: Die Schweizer seien in ihrem Herzen «passionierte Heimleiter für Schwererziehbare», heisst es darin. «Das muss man aushalten», sagt Marina Widmer. Das Buch fordert zur Diskussion heraus.

Wut und Schalk

Irena Brežná ist 1968 aus der Tschechoslowakei in die Schweiz gekommen. Und sie hat sich lange Zeit gelassen, um *Die undankbare Fremde* zu schreiben. Es brauchte Mut, aber es brauchte auch die Überwindung der Wut. Der Text ist von ei-

nem feinen Schalk durchzogen, der schwere Erfahrungen in ein Lächeln auflöst. Eingeflochten sind auch Geschichten von anderen Migranten, mit denen Brežná als Dolmetscherin in Kontakt kam. Am Schluss findet die Protagonistin zu einer Versöhnung mit ihrer neuen Heimat, indem sie sich selbst und allen anderen zugesteht, so zu leben, wie sie halt sind.

Dass Auseinandersetzung und Versöhnung möglich sind, hat Irena Brežná bei Lesungen erfahren. Aus der Betroffenheit auf beiden Seiten entstanden Gespräche. Sie schreibt dazu: «So stelle ich mir die Einwanderungsgesellschaft vor, als eine schmerzvolle und befreiende gegenseitige Annäherung. Wir erzählen uns Geschichten, schöne, schreckliche, witzige, Erfahrungen und Gedanken vom anderen Ufer. Doch der Fluss ist derselbe. In die multikulturelle Gesellschaft – und sie ist nicht mehr rückgängig zu machen – müssen sich alle integrieren.»

Geschichten, die menscheln

Die Lesekampagne will diese vertiefte Diskussion darüber anstossen, wie wir alle miteinander leben können. «Das Buch spricht viele an», sagt Marina Widmer, «das Erzählen ermöglicht es, andere Menschen in ihren Gefühlen wahrzunehmen». Für Gruppen, die gemeinsam *Die undankbare Fremde* lesen wollen, hat das CaBi-Team eine Lesemappe zusammengestellt, und es unterstützt Organisationen, die eine Lesung mit Irena Brežná organisieren wollen. In St.Gallen, Heerbrugg, Herisau und Rorschach hat die Idee schon Fuss gefasst, auch Dozentinnen an der Pädagogischen Hochschule und der Fachhochschule für Soziale Arbeit wollen den Roman aufgreifen. Weitere – hoffentlich viele – sollen folgen.

Alle Veranstaltungsdaten und Materialien zum Buch: liesmituns.ch

Irena Brežná: *Die undankbare Fremde*, Galiani Berlin, 2012, Fr. 23.90, TB Fr. 12.90



50 Jahre
kellerbühne
Live Acts & Happy Hours
Kellerbühne St.Gallen St.Georgen-Strasse 3, 9000 St.Gallen
Vorverkauf und Reservation 1 Monat im voraus
Klubschule Migros am Bahnhof, 071 228 16 66, www.kellerbuehne.ch
Abendkasse 1 Stunde vor Beginn, 071 223 39 59

'15
Mai



Mi 29.04 20:00 Duo Luna-tic
Fr 01.05 20:00 **On air**
Sa 02.05 20:00 Judith Bach und Stéfanie Lang machen Klavierakrobatikliederkabarett. Diesmal vor dem Radiomikrofon. Als Olli und Claire sorgen sie mit Herz und MegaHertz für einen Funksturm.

Fr. 35.- | Studenten, Lehrlinge Fr. 20.-



Mo 04.05 20:00 Susanna Schwager & Nadja Zela
Freudenfrau
Die Geschichte der Zora von Zürich: Hedy ist eine Frau mit mehreren Leben. Ihr Weg führt von St. Gallen über den Maghreb ins Zürcher Niederdorf, wo sie für Aufregung sorgt.
In Zusammenarbeit mit Rösslior Bücher

Fr. 25.- | Studenten, Lehrlinge Fr. 10.-



Mi 06.05 20:00 Knuth und Tucek
Fr 08.05 20:00 **Rausch!**
Sa 09.05 20:00 Ein berauschernder Basejump in die tiefen Schluchten der Weiblichkeit, ein wilder Höhenflug zu den Sternbildern des Menschseins: Knuth und Tucek führen mit Wort und Lied ins Delirium.

Fr. 35.- | Studenten, Lehrlinge Fr. 20.-



Mi 13.05 20:00 Claudio Zuccolini
Fr 15.05 20:00 **iFach Zucco**
Sa 16.05 20:00 Er war einst Ex-Promi, Verkäufer auf Kaffeefahrten, Erfolgstrainer. Nach einer intensiven Zirkusschule kehrt er auf die Bühne zurück. Er ist wieder er selbst. Kurz: iFach Zucco.
Kein Vorverkauf vom 14. bis 17. Mai. Res: www.kellerbuehne.ch

Fr. 35.- | Studenten, Lehrlinge Fr. 20.-



Mi 20.05 20:00 Jaap Achterberg erzählt
Fr 22.05 20:00 **Die Entdeckung der Currywurst** nach Uwe Timm
Sa 23.05 20:00 Eine wunderbare Liebesgeschichte: In Erinnerung an seine Kindheit macht sich der Erzähler auf die Suche nach der ehemaligen Besitzerin einer Imbissbude am Hamburger Grossneumarkt.

Fr. 30.- | Studenten, Lehrlinge Fr. 15.-



Mi 27.05 20:00 Walter Sigi Arnold und Carlo Ghirardelli
Fr 29.05 20:00 **Münchhausen – das Original!**
Sa 30.05 20:00 Zwei Schauspieler verkörpern Münchhausen und bringen in alten Geschichten heutige Themen aufs Tapet: Die Sucht nach Superlativen, das Wegschwindeln alles Tödlichen und Bedenklichen.
Eine Produktion des MikroskopTHEATERS

Fr. 35.- | Studenten, Lehrlinge Fr. 20.-

Vorschau Juni '15

Heimspiele 1-5



Mi 03.06 20:00 Teatro Zuffellato
Sau guât
Heimspiel 1: Klang- und Fantasiewelten



Do 04.06 20:00 Patrick Boog – (ehemals Duo Zwergenhaft)
Onkel Aschi
Heimspiel 2: Kabarettistisches Theatersolo



Fr 05.06 20:00 Romeo Meyer
Mensch Meyer!
Heimspiel 3: Musik-theatralische Enthüllung



Sa 06.06 20:00 Super 8
Männer im Anzug
Heimspiel 4: Kabarettistisches Konzert



So 07.06 17:00 Lala et les Beauxforts
Voici la plume
Heimspiel 5: Gerocktes frankophiles Liedgut

Mit Unterstützung von:

Stadt St. Gallen



Kanton St.Gallen
Kulturförderung



SWISSLOS

Sponsoren:

MIGROS
kulturprozent

TAGBLATT

RAIFFEISEN
Raiffeisenbank St. Gallen

meIn Buch
Rösslior

GETANZTER SONDER- ZUG

Spezialführung
durch die Lokremise
Am 10.05.2015
www.lokremise.ch

LOK

C O M E D I A



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

DA GIBT ES LITERATUR.

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit **E-Shop!**

Den Zeilen mehr Geschichten geben

Kein Grund zur Beunruhigung, aber dennoch eine Herausforderung: René Oberholzers neuer Lyrikband. von Etrit Hasler

Es mag absurd sein, wenn ausgerechnet ein Vielschwätzer wie ich über René Oberholzer schreibt. Denn Oberholzer ist das Gegenteil eines Vielschwätzers. Er ist eher ein Heimliche mit lakonischen Geschichten. Ein lyrisches Orakel. Einer, dessen Sätze und Wendungen man seitenweise interpretieren könnte, wenn man denn wollte. Der schreibt, «Man sollte den Geschichten nicht mehr Zeilen geben / sondern den Zeilen mehr Geschichten», und das selber ernst meint. Als Gegenentwurf zu Goethes Axiom, wonach Gedichte «gemalte Fenserscheiben» sind. Aber Absurdes passt zu ihm. Oberholzer nimmt Geschichten und reduziert sie mit poetischem Skalpell, so lange, bis nichts mehr wegzulassen ist. Nicht einmal Satzzeichen. Das macht ihn zu einem der wenigen konsequenten Ostschweizer Lyriker. Wobei: Lyriker sei er keiner, sagt er. Seine Gedichte sind nicht im Versmass geschrieben, reimen sich nicht, tragen keinen eingeschriebenen Singsang. Dafür eine Spannung in sich, die sich meist erst am Schluss eröffnet – eine Art mehrstrophige Haikus mit kafkaesken Punchlines.

Teamplayer auf Ohrenhöhe

Falls Sie Oberholzer nicht kennen: Er ist ein Kuriosum in der Ostschweizer Literaturszene. Obwohl er seit knapp 30 Jahren Gedichte und Kurzgeschichten schreibt, hat er in der ganzen Zeit gerade einmal vier Bücher veröffentlicht – stattdessen steht er immer wieder auf der Bühne, und das, ohne dabei auf die Slambühne ausweichen zu müssen. Dort war er nur einmal zu sehen – an einem der allerersten überhaupt, im April 2000, im Gaswerk Winterthur. Stattdessen sucht er sich Bühnen, auf denen seine absurden Kurzgeschichten und Gedichte Platz bekommen.

Vor allem aber ist er ein Teamplayer, was gerade in der Literatur eine Seltenheit ist. Seit 14 Jahren betreibt er die Autorengruppe Ohrenhöhe, eine Art literarischer Workshop mit wechselnder Besetzung (derzeit mit Helen Knöpfel und Eva Philipp), die sich alle zwei Wochen trifft, um sich auszutauschen und gemeinsam zu schreiben. Sich dabei immer wieder an den «Stilübungen» des surrealistischen Dichters Raymond Queneau orientiert. Und konstant mit szenischen Lesungen in Erscheinung tritt. Parallel dazu gründete er mit seiner damaligen Partnerin, der inzwischen verstorbenen Schauspielerin und Autorin Aglaja Veteranyi, die Experimentiergruppe «Die Wortpumpe». Und seit er das Internet entdeckt hat, treibt er sich aktiver als viele andere Ostschweizer Schriftsteller auf diversen elektronischen Portalen herum.

Hunde, Kinder, Krieg und Sport

Mit *Kein Grund zur Beunruhigung* veröffentlicht Oberholzer nun sein erstes Buch seit neun Jahren und seinen ersten Lyrikband seit 2002. Es ist, wenn man das so sagen darf, eine Sammlung von «typischen» Oberholzer-Texten, auch wenn man von der Bühne her eher seine Kürzestgeschichten kennt. Seine Gedichte sind noch reduzierter. In der ihm eigenen abstrakten Sprache geschrieben – da tummeln sich keine Tier-

arten und keine Markennamen. Stattdessen Hunde und Vögel. Ein Telefon. Bäume. Menschen, die auf Vornamen reduziert werden, und statt mit grossen psychologischen Backstories ausgestattet, in den Oberholzerschen Wendungen aus ihrer Zweidimensionalität befreit werden. Meist in der letzten Zeile. «Ich verliere die Beherrschung», kann er da in eine serene Bergszenerie werfen. Oder feststellen, dass sowohl ein Baby und ein Handy strahlen, wenn man mit ihnen spricht. Es schaffen, mit sieben Worten auf acht Zeilen die Sprachgefangenheit eines Dementen auszudrücken. Die Toten eines undemokratisch befohlenen Bombenabwurfs in einem undemokratischen Land zu Demokraten zu machen. Und über Gedichte wissen: «Verbrannt / Schmecken sie / Am besten».



Über die 236 Texte leitet er die Lesenden durch diverse Themenblöcke, ohne diese als Kapitel zu kennzeichnen. Die Klammer bilden Liebesgedichte zu Beginn und zum Schluss, dazwischen begegnen uns Hunde, Kinder, Krieg und Sport – der Übergang ist dabei fliessend. Über Beatles und Poesie geht es in die Natur und an den Strand, wo die Liebe wieder auftaucht. Die Texte sind fast ausnahmslos kurz gehalten (ausgerechnet ein Fussballgedicht ist das einzige, das nicht auf einer Seite Platz hat), spielen mit Formen von Einkaufslisten, dem Gebet oder dialektischen Zeilenpaaren – sogar ein Bergsteigerrap ist dabei.

Kein Grund zur Beunruhigung ist kein Buch, das man am Stück durchlesen will. Oder sollte. Wie jede gute Lyrik fordert sie dazu auf, selber zu denken. Bei Oberholzer sowieso. Die falschen Fährten, die er gerne legt und sofort wieder aufsprengt, laden viel eher dazu ein, jeden Tag eines zu lesen. Vielleicht beim Zugfahren. Oder auf einer Parkbank. Oder beim Kaffee. Oder auf dem Klo. Jedenfalls irgendwo, wo man ungestört ist. Denn auch wenn *Kein Grund zur Beunruhigung* besteht: Fordernd sind seine Texte allemal. Und wert, dass man sich die Zeit dafür nimmt.

René Oberholzer: *Kein Grund zur Beunruhigung*, Driesch Verlag, Drösing 2015, Fr. 18.–.

Im Buchhandel oder unter reneoberholzer.ch erhältlich.

Buchvernissage: 1. Mai, 19.30 Uhr, Raum für Literatur, Hauptpost St.Gallen

Angeklagt: die Gesellschaft

Eine französische Studie, publiziert im April in «Libération», hat in Sachen Fremdenhass Erschreckendes ergeben: Mit Abstand am verhasstesten unter den Volksgruppen sind demnach die Roma. In der Grande Nation, Mutterland der Menschenrechte, finden es rund 70 Prozent der Bevölkerung völlig in Ordnung, wenn Angehörige der Roma-Minderheit beschimpft werden. Gegenüber arabischen Migranten ist die Zurückhaltung laut Studie weit grösser.

Mariella Mehr, die Schweizer Schriftstellerin, ist eine Jenische, ein Kind Fahrender. 1947 geboren, wurde sie von der Aktion «Kinder der Landstrasse» ihrer Mutter entrisen, wuchs in Heimen auf, kam ins Gefängnis. Ihre schmerzliche Geschichte hat sie in Romanen, Gedichtbänden und Reportagen verarbeitet und sich auch politisch engagiert, unter anderem als Mitgründerin der Radgenossenschaft der Fahrenden. In den 1990er Jahren zog sie nach Italien, seit kurzem lebt sie wieder in der Schweiz.

Herausragend ist ihre als «Gewalttrilogie» publizierte Romanreihe, *Daskind* (1995), *Brandzauber* (1998) und schliesslich *Angeklagt*. Der letzte Teil, 2002 publiziert und 2013 als Hörbuch neu aufgelegt, kommt jetzt in einer Theaterfassung auf die Bühne und im Mai in die Ostschweiz, produziert von «lux&ludus». Ein verstörender Text – Kari Selb, Opfer und Täterin zugleich, erzählt ihrer Gerichtspsychologin von den Brandstiftungen und Gewalttaten, die ihr zur Last gelegt werden, aber auch von den traumatischen Erinnerungen an ihre Kindheit. Es geht vordergründig um die Zurechnungsfähigkeit der jungen Frau, auf der sie selber besteht – hintergründig aber steht eine Gesellschaft am Pranger. Missbrauch durch den Vater, eine alkoholranke Mutter, eine hermetisch verschlossene Gesellschaft: Das ist der Ausgangspunkt für Karis Rebellion. Gemeinsam mit ihrem Alter Ego Malik legt sie Brände und begeht Morde an weiblichen Opfern. In einem ausufernden Monolog, auf der Hör-CD packend gesprochen von Susanne-Marie Wrage, legt Kari Rechenschaft ab. «Ich bin im Zustand der Gnade. Ich töte. Ich bin» heisst einer der provokativen Sätze. Dazu zitiert Mariella Mehr im Vorwort Michel Foucault: «Weibliches Töten ist ein Schritt aus der weiblichen Sprachlosigkeit.»

Die Bühnenfassung hat ein Team um Regisseurin Gisela Nyfeler, die in St.Gallen aufgewachsene Produzentin Lucia Bühler, Schauspielerin Julia Monte und Klangkünstlerin Rea Dubach erarbeitet. Faszinierend sei «die Poesie der Sprache, die Wucht der Geschichte und deren Aktualität», heisst es im Programm. Nach der Uraufführung in Bern kommt *Angeklagt* jetzt als Gastspiel ins Theater 111 in St.Gallen und in die Alte Stuhlfabrik Herisau. (Su.)

Aufführungen: 1. und 2. Mai, 20.15 Uhr,
Theater 111 St.Gallen
9. Mai, 20 Uhr, Alte Stuhlfabrik Herisau
angeklagt.ch

Weiss auf schwarz Seien Sie auf der Hut

Sie gehen nach Deutschland. Dorthin gehen Sie als Teil der Streitkräfte der Vereinten Nationen, die bereits an vielen Fronten vernichtende Schläge gegen die deutsche Kriegsmaschinerie ausgeteilt haben. (...)

Es mag Ihnen merkwürdig vorkommen, dass die Deutschen zugleich sentimental sind. Sie lieben melancholische Lieder. Sie neigen zu Selbstmitleid. Selbst kinderlose alte Ehepaare bestehen auf ihrem eigenen Weihnachtsbaum. Deutsche Soldaten haben mit polnischen und russischen Kindern gespielt, und dennoch gibt es genügend authentische Berichte, dass ebendiese Kinder erschossen oder verbrannt wurden oder verhungerten.

Diese Mischung aus Sentimentalität und Gefühlskälte zeugt nicht von einem ausgewogenen Selbstbewusstsein. Die Deutschen haben ihre Gefühle nicht gut im Griff. Sie weisen einen hysterischen Charakterzug auf. Sie werden feststellen, dass Deutsche häufig bereits in Wut geraten, wenn auch nur die kleinste Kleinigkeit danebengeht.

Zehntausende junger Männer sind in der SS systematisch zu Folterknechten und Henkern gedrillt worden. Manche wurden darüber wahnsinnig, aber andere gelangten an einen Punkt, wo sie jede Grausamkeit mit Gleichgültigkeit, wenn nicht gar mit Vergnügen ausführen konnten.

Einfachen Bürgern wurde beigebracht, sich gegenseitig zu bespitzeln. Kleine Jungen und Mädchen wurden in der Hitlerjugend dazu aufgefordert, ihre Eltern und Lehrer zu denunzieren, wenn sie so unvorsichtig sein sollten, kritische Bemerkungen über Hitler oder seine Regierung zu machen. Das führte dazu, dass in Nazideutschland niemand seinem Nächsten trauen kann.

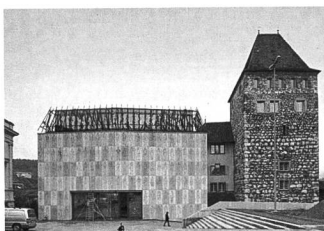
Das bedeutet nicht, dass alle Deutschen Lügner, Heuchler und Unmenschen sind. Selbst die Erziehungsmethoden der Nazis waren am Ende nicht sehr erfolgreich. Es bedeutet jedoch, dass sich der deutsche Nationalcharakter unter dem Einfluss der Nazis deutlich verschlechtert hat. Seien Sie auf der Hut.

Aus: *Leitfaden für britische Soldaten in Deutschland 1944*, aus dem Englischen von Klaus Modick, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, 2014.

Im Herbst 1944 verteilte das britische Außenministerium einen Leitfaden an die 400'000 Soldaten der Invasion: ein Benimmbuch für die Eroberung Nazideutschlands. Im Rahmen seiner Theatertrilogie *The Dark Ages* lässt der Regisseur Milo Rau diesen Leitfaden vom Schauspieler Manfred Zapatka am 9. Mai im Westdeutschen Rundfunk lesen – 70 Jahre nach der Verkündung der deutschen Kapitulation.

Monatstipps der Magazine aus Aarau, Basel, Bern, Luzern, Olten, Vaduz und Winterthur

JULI

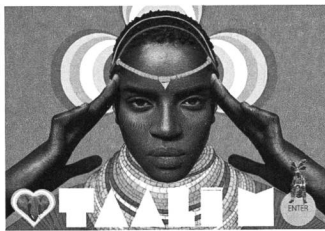


Vom Kampf für gleiche Rechte

Aarau leistet sich ein neues Stadtmuseum, das dieser Tage eröffnet. Die erste Wechselausstellung kreist um Fragen der Demokratie. Mit historischen Objekten, Fotografien und Dokumenten wie etwa dem Brief einer Schulklasse, die sich im zweiten Weltkrieg beim Bundesrat über die Abweisung jüdischer Flüchtlinge empörte, erzählt sie die Geschichte vom Kampf um gleiche Rechte in unserer Gesellschaft.

Demokratie! Von der Guillotine zum Like-Button
Bis Sonntag, 31. Januar 2016,
Stadtmuseum Aarau.
stadtmuseum.ch

Programmzeitung



Aus- und Aufbruch

Kriege, Krisen, Katastrophen, Korruption – das Bild Afrikas hat in den Medien ein Abo auf Bad News. Dass dieser Kontinent mehr zu bieten hat, zeigt eine Ausstellung im Vitra Design Museum zur Vielfalt des afrikanischen Designs, bei der zweierlei augenfällig wird: der Ausbruch aus den westlichen Prägungen und der Aufbruch in eine eigenständige Alltagsästhetik, die dem vermeintlichen Lost Continent eine Fülle von zukunftsweisenden Ansätzen entgegenhält.

Making Africa
Bis Sonntag, 13. September, Vitra Design Museum, Weil am Rhein.
design-museum.de

BKA



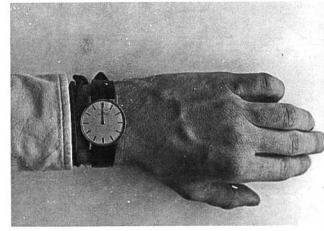
Gegen den Strom schwimmen

«Leave the winning team» lautet das Motto des diesjährigen Theaterfestivals Auawirleben. 14 Produktionen setzen sich mit Gegenentwürfen und neuen Weltanschauungen auseinander. Gegen den Strom schwimmen ist in! Zu sehen ist zum Beispiel die Produktion «Sirens» (Bild), in der sechs Performerinnen der Gruppe Ontroerend Goed aus Gent den alltäglichen Sexismus und heutigen Feminismus sezieren.

Auawirleben
Donnerstag, 30. April bis Sonntag, 10. Mai, diverse Orte in Bern.
auawirleben.ch

041

Das Kulturmagazin



Der Teufelsmaler

Kürzlich war der eindrückliche Dokumentarfilm «Danioth – Der Teufelsmaler» im Kino zu sehen, nun widmet das Haus für Kunst in Uri dem Künstler eine Ausstellung. Sie zeigt Werke von Heinrich Danioth, kombiniert mit Arbeiten anderer zeitgenössischer (vielfach expressionistischer) Künstler wie etwa Hodler, Segantini, Kirchner oder Giacometti, um Verwandtschaften und Unterschiede aufzuzeigen.

Danioth und Weggefährten
bis Sonntag, 17. Mai, Haus für Kunst, Uri.
hausfuerkunsturi.ch

KOLT

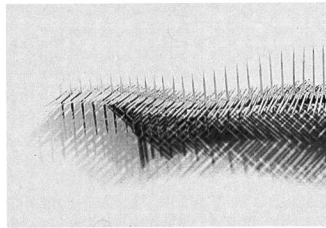


Miró für die Ohren

Farbe, Form, Rhythmus, Komposition – Malerei und Musik teilen viele Begriffe. Oft wird Musik als farbig beschrieben und Bilder tragen einen Rhythmus in sich. Eine schwarze Melodie zu gelben Akkorden, rote Klänge zu den Rhythmen von Pinselstrichen: Der Baritonsaxophonist Matthias Tschopp vertont mit seiner hervorragend besetzten Band Bilder des grossen Malers Joan Miró (1893–1983). Moderne Kunst gespielt als Jazz: kreativ, originell, farbig.

Matthias Tschopp Quartet plays Miró
Samstag, 9. Mai, 21 Uhr,
Vario Bar, Olten.
jazzinolten.ch

KuL

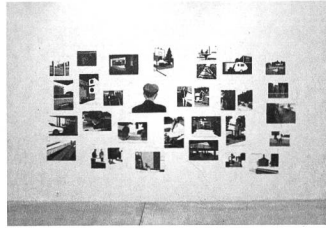


Randerscheinung

«Alles Grosse entsteht in der Stille. Eine Blume, die sich öffnet, macht noch keinen Lärm.» So ein japanisches Haiku. Es steht für die Schlossmediale Werdenberg, ein internationales Festival für Alte Musik, Neue Musik und audiovisuelle Kunst. Es findet jedes Jahr über Pfingsten statt und steht dieses Jahr unter dem Thema «Randerscheinung».

Schlossmediale
Freitag, 22. bis Sonntag, 31. Mai,
Schloss Werdenberg, Buchs.
schlossmediale.ch

Coucous



Stadt mit offenen Türen

Wird der Grossteil des Jahres hindurch hinter verschlossenen Türen gemalt, geschliffen, gegossen, genäht, gezeichnet, gewerkt und gewirkt, so werden genau diese während dreier Tage im Jahr sperrangelweit geöffnet. Ziel des Atelier Marathons ist es, die Arbeit hiesiger Künstlerinnen und Künstler, interessierten Menschen zu präsentieren – mit rund 72 verschiedenen Lokalitäten.

Atelier Marathon
Donnerstag, 7. Mai bis Sonntag, 10. Mai, diverse Ateliers in Winterthur.
ateliermarathon.ch

Mit Saiten zusammen bilden diese unabhängigen Kulturmagazine die Werbeplattform «Kulturpool» und erreichen gemeinsam eine Auflage von über 200'000 Exemplaren.
kulturpool.biz